

# Das rote Haus

VON  
TOMO PAVLOVIC

Es kann schon mal vorkommen, dass man die Orientierung verliert. Dass man von München auf der A 96 in Richtung Bodensee fahrend im Unterallgäu abbiegt und sich auf der bayrischen Seite plötzlich – in Schweden wähnt. Etwa in den Romanen von Astrid Lindgren, wo in den typisch roten, von Wiesen und Bäumen umgebenen Holzhäusern eine unbeschwernte Kindheit zelebriert wird.

Auch in Illerbeuren steht ein rotes Holzhaus und weckt dieses heimelige Bullerbü-Gefühl. Das Gebäude ist von der Straße nicht zu übersehen. Doch es ist belleibe keine einfache Hütte, die Julia und Michael Staudinger mit ihren Kindern bewohnen, sondern ein viel beachtetes Architektenhaus, das zu den „50 besten Einfamilienhäusern“ im Jahr 2020 gehört, zumindest ist das die Meinung der renommierten Architektenjury des Callwey Verlags, die alljährlich die Auszeichnung vergibt. Entworfen hat den Bau Soho-Architekten, so nennt sich das Memminger Architekturbüro von Alexander Nägele.

Gekonnt spielt der Architekt dabei mit den örtlichen Gegebenheiten, er nimmt Bezug auf unmittelbar Vorhandenes und Anleihen aus der näheren Umgebung. Von wegen Bullerbü! Denn die rote Farbe für den so auffälligen Außenanstrich war auch mal gar nicht so untypisch für die ländliche Architektur im Südosten Deutschlands. Die rote Farbe, dieses Ochsenblutrot, fand Nägele zum Beispiel an einem Haus rund 200 Meter weiter über der Iller in Lautrach, weiß Bauherrin Julia Staudinger zu berichten. Und auch sonst könne man das auffällige Rot im Illerwinkel allerorten erspicken, an Fensterläden, an Scheunen oder im Fachwerk. Im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren, das sich einen Steinwurf vom Haus der Staudingers entfernt befindet, ist das prägnante Rot ebenfalls zu entdecken.

Was aber nicht heißt, dass dieser Farbton leicht zu beschaffen wäre. Im Gegenteil: „Nehmen Sie doch Grau. Das ist doch modern“, hieß es in einem Fachgeschäft, erinnert sich eine lachende Julia Staudinger, die nebenan auf dem Hof der Eltern und Großeltern aufgewachsen ist. Doch Alexander Nägele gab nicht auf, wurde fundie. allerdinges in der Schweiz.

Das rote Haus in Illerbeuren gehört nach Ansicht einer renommierten Jury zu den „50 besten Einfamilienhäusern“ Deutschlands. Warum? Weil der Architekt Alexander Nägele Mut zur kräftigen Farbe bewies. Und die Bauherren keine Angst vor schrägen Ideen hatten.



Gleich neben dem elterlichen Bauernhof entstand anstelle der Scheune das neue Wohnhaus. Foto: Soho-Architekten



Wohn- und Essbereich mit verschiedenen Höhen Foto: Soho-Architekten



Kamin und Sitzlandschaft unter großem Fenster foto: Sebastian Schels



Arbeitszimmer mit feiner Aussicht und viel Holz Foto: Sebastian Schels



„Wir sind glücklich in unserem roten Haus – und würden es wieder so machen.“

JULIA UND MICHAEL STAUDINGER, BAUHERREN

Der Mut zur Farbe war nicht das alleinige Zitat der traditionellen Baukultur. Die Soho-Architekten übernahmen zwar die herkömmliche Bauweise im Allgäu, die sich aus den Eindachhöfen ableitet und normalerweise durch ein steiles, nicht durch Dachaufbauten gestörtes Satteldach über einen lang gestreckten, schmal proportionierten Baukörper gekennzeichnet ist. Wobei die Fassaden überwiegend mit einer hölzernen Boden-Decken-Schalung versehen sind. So weit, so gut – und unspektakulär. Dass das rote Haus in Illerbeuren nun derma-

ßen dynamisch in der Landschaft steht, liegt an der schrägen Linie des Aluminiumdachs. Die Traufhöhe des acht mal zehn Meter großen Gebäudes steigt von links nach rechts deutlich an und schafft eine ungewöhnliche Optik. Wer das Gebäude zu Fuß umkreist, erkennt: Hier regiert die Asymmetrie auf jeder Gebäude-seite, das Unregelmäßige, das sich letztlich auch im Inneren fortsetzt.

Das erzeugt Spannung – und neue Bezüge. Schließlich ist man auf dem Land und da geht es selten geradlinig zu. Die Abweichung vom rechten Winkel ist die Norm, die Volumina wechseln in der Größe. Doch was sagten die Bauherren, als sie erstmals die Pläne des Architekturbüros vor sich ausbreiteten sahen? „Wow, da entsteht etwas richtig Tolles“, waren sich die Staudingers sicher.

Diese erste Reaktion ist eher ungewöhnlich. Das weiß auch Alexander Nägele im Nachhinein noch zu schätzen: „Die Bauherren in Illerbeuren hatten den Mut, die üblichen Pfade zu verlassen. Schon die Tatsache, dass sie mit einem Architekten planten, ist im ländlichen Kontext immer noch eher die Ausnahme. Für ein schlussendlich gelungenes Projekt ist es wichtig, dass man gegenseitiges Vertrauen aufbauen kann.“ Und das Vertrauen hat sich gelohnt. Das Haus bietet 170 Quadratmeter Wohnfläche, verteilt über drei Stockwerke. Doch das Haus wirkt wesentlich großzügiger bemessen. Im Erdgeschoss geht der Wohn-

Familiärer Sehnsuchtsort auf dem Land

bereich in den Ess- und Kochbereich über, der sich einerseits über einen Hof zum Elternhaus von Julia Staudinger öffnet, andererseits die rückwärtige Wiese durch große Terrassenfenster und -türen ins Innere holt. Man schaut auf die unverbauete Landschaft und hinüber bis zum Fluss, sieht, wie das Grün der Wiese sich an das Blau des Himmels schmiegt und das Auge beruhigt. Und man kann nachvollziehen, warum so viele Stadtmenschen, vor allem zahllose Familien, sich genau danach sehnen. Nach einem Ort der Ruhe in der Natur.

Drinnen die Entscheidung: Das Rustikale der massiven, vorgefertigten Brettsperrholzwände und der Faserzementplatten im Küchenbereich bildet einen reizvollen Kontrast zu dem weißen Gipskarton in den oberen Geschossen. Absolut beschwerend, selbst ohne Not und Drang: die farblich eindrücklich gestalteten Toiletten und Badezimmer. Hier könnte man Stunden verbringen, so schick ist es. Im dunklen Badezimmer unterm Dach hat man, wenn man in der Badewanne planscht, auf Augenhöhe ein Fenster eingebaut bekommen, zur kalmierenden Aussicht ins Grün. Eine rote Nasszelle im Zwischengeschoss nimmt thematisch das Farbthema der Holzverschalung an der Fassade wieder auf. „Wir haben uns von Alexander Nägele führen lassen“, sagt Julia Staudinger. „Wir sind glücklich in unserem roten Haus – und würden es wieder so machen.“

Genuss-Sache



## Invasion der Kochsprache

Früher war alles besser. Es gab zum Beispiel noch keine Toppings.

VON  
KATJA BAUER

Vor einigen Jahrzehnten haben Menschen in Deutschland in großer Zahl den Brokkoli als Gemüse für sich entdeckt, was an sich noch kein Verbrechen wäre, wenn man ihn denn nicht entweder behandelt hätte wie einen grünen Blumenkohl oder wie eine Erfindung der Nouvelle Cuisine, die möglichst kurz gegart werden soll. Mit dem bis zum Kollaps weich gekochten, samtigen Brokkoligluck, das einem in Italien zuteilwerden kann, hatte das alles nichts zu tun. Hier dagegen: grün, hart, kohlig. Schlimmer konnte das alles nur noch dadurch werden, dass jemand geröstete Mandelblättchen drüberstreute. Aber gut, das waren die späten 70er, damals aß man auch Schlemmerfilet aus der Alufolie und Kinder investierten ihr Taschengeld in ein schlumpfblaues Getränk namens Slush Puppie.

Diese kulinarische Phase hatte aber auch Vorteile. Zum Beispiel war das Topping noch nicht erfunden. Was für Zeiten, als niemand die Mandeln so nannte. Früher gab es Blättchen und Streusel, Krümel und Panade, geriebene oder geschmolzene Käse, es gab Hagel- und Puderzucker, grob gemahlene Pfeffer und frische Kräuter, es gab Beeren, Nüsse und Kerne, es gab Überzug, Decke, Fondant und Glasur – und im allerschlimmsten Fall gab es eine Sahnehaube. Mit kandierter Kirsche.

Jetzt gibt es Topping, die invasivste Neuerscheinung der gesamten Kochsprache. Es wuchert über sämtliche Arten von Speisen, unterschiedslos, egal ob dunkelbraune, tonnenschwere Bratensoße oder federleichte Zitruszesten über Granita. Als sei das alles dasselbe. Es gibt eine einzige Variante. Möglich ist auch ein „megaleckeres“ Topping.

Neuerdings auch auf Getränken. Das Restaurant gegenüber bietet jetzt einen Shake an. Eine Mischung aus Banane, Zitrone und Hafermilch. Da kommt dann noch was drauf. Es sei, so steht auf der Karte, eine Mischung aus Zucchini-kuchen, veganen Gummibärchen, Erdbeersoße und Pflanzensahne. Top.

## TOLLÉ WÖRTER

Es gibt fast vergessene Wörter, die zu schön sind fürs Archiv. Wir stellen sie vor.

„Fete“

Wer vor gut 40 Jahren damit prahlte, er sei auf einer tollen Party gewesen, war als alter Knacker enttarnt. Denn die Jugend ging damals nicht auf eine Party, sondern auf eine Fete. Mit Schlaghosen. Abgespielt hat sich das Gleiche: trinken, tratschen, turkeln. Aber seit den 90er Jahren hat die Party die Fete wieder verdrängt. Warum? Auch Sprache unterliegt schwer zu erklärenden Vorlieben. Die jungen Feten-Besucher wissen nun jedenfalls: Man kann schnell wieder aus der Mode sein. PGT